



Sylka Scholz, Karl Lenz, Sabine Dreßler (Hrsg.):
In Liebe verbunden.
Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute

Bielefeld: Transcript Verlag, Juli 2013, 378 S., 29,80 €
ISBN 978-3-8376-2319-2

Für die meisten Menschen dürfte das eigene Lieben einer der am wenigsten reflektierten Teile ihrer eigenen Person sein. Wenn es mit der Liebe nicht klappt, stellt man in der Regel nicht die eigenen Vorstellungen, Erwartungen und Praxen der Liebe in Frage, sondern sucht nur weiter nach dem passenden Partner. Die Liebe und das Lieben erscheinen nämlich den meisten als etwas ewig Gleiches und Unveränderliches.

Auch in der wissenschaftlichen Forschung war, sofern man sich mit Emotionen überhaupt beschäftigt hat, lange ein bis heute noch vertretener universalistischer Liebesbegriff dominant. Erst seit Neuerem findet sich eine zunehmende Beschäftigung mit den wechselnden, kulturellen Phänomenen

der Liebe. Im Vordergrund steht dabei vor allem die Analyse von Liebesdiskursen. Seltener hingegen finden sich Studien über Liebespraxen.

Zu Ersterem gehört auch der von Scholz, Lenz und Dreßler herausgegebene Sammelband. Die Herausgeber referieren in der Einleitung den Stand der wissenschaftlichen Debatten über das Lieben. Zu Recht stehen auch sie auf dem Standpunkt, dass die Liebe ein kulturelles und damit ein sich historisch wandelndes Phänomen ist.

Die Herausgeber beschreiben in der Einleitung das bürgerliche literarische Ideal der romantischen Liebe, ohne zu untersuchen, ob es eine entsprechende Praxis überhaupt gibt und welche anderen bürgerlichen Liebeskonzepte bestehen. Sie stellen dabei vor allem die ihrer Meinung nach bislang unzureichend beachteten theologischen Komponenten dieser Liebe in den Vordergrund und betrachten die romantische Liebe als entscheidend, wenn auch nicht nur, durch das Christentum geprägt. Es dürfte sich dabei allerdings um eine Fehlinterpretation handeln, denn die von den Autoren vertretene These, dass das Christentum eine Religion der Liebe sei, ist selber eine romantische Erfindung. Die neue Form der romantischen Liebe und die im Rahmen der Säkularisierung stattfindende Interpretation des Christentums als einer Religion der Liebe hängen allerdings eng miteinander zusammen.

Die Herausgeber referieren im Anschluss daran die heutigen soziologischen Debatten über das Ende der romantischen Liebe, an deren Stelle soll, je nach Autor, eine „partnerschaftliche“, „androgyn“, „therapeutische“, „reale“, „ökonomische“ oder „sachliche“ Liebe getreten sein (35ff).

Zum Abschluss der Einleitung verweisen die Herausgeber darauf, dass im Gegensatz zur Geschlechterliebe die Eltern-Kind-Liebe in der Soziologie bislang eher wenig untersucht wurde. Die Liebe der Eltern zum Kind ist stark durch das Erziehungs- und Bildungsparadigma geprägt. Eine wesentliche Rolle spielt bis heute auch der Mythos der Mutterschaft, nach dem die Mutterliebe für die Entwicklung des Kindes entscheidend sei – eine Konstruktion, die von der „Mutter“ einen besonderen Einsatz für das Kind verlangt, während der Vater an den Rand gedrängt wird.

In einem zweiten Einleitungsteil legen die Herausgeber ihre sozialwissenschaftliche Herangehensweise dar. Sie untersuchen mit qualitativen Metho-

den auf der Grundlage der „Grounded Theorie“ Ehe- und Familienratgeber der Nachkriegszeit in BRD, DDR und vereintem Deutschland. Diese Vorgehensweise halten sie offensichtlich für legitimationsbedürftig, da Studien zum Wandel der Liebesformen bislang überwiegend in der Literaturwissenschaft erfolgt sind. Jedoch ist es offensichtlich, dass Ratgeberliteratur – wie normativ sie auch immer ist – sehr viel näher an den tatsächlichen Alltagsproblemen der Menschen orientiert sein muss – will sie ihren Leser finden – als Literatur, die nicht unbedingt eng an den Alltagsproblemen orientierte Lebensentwürfe entwickelt. Ratgeberliteratur – die es entgegen der These der Autoren nicht erst seit Beginn der Neuzeit gibt, bereits die Nikomachische Ethik von Aristoteles gehört diesem Genre an – ist daher das geeignetere Material, wenn man etwas über die tatsächlichen Liebesformen einer Zeit erfahren will. Die zentrale Forschungsfrage der Autoren ist: „Wie können angesichts massiver Transformationsprozesse Partnerschaften und Familien auf Dauer gestellt werden?“ (66). Besonders interessieren die Autoren, welche Rolle hierbei in den Ratgebern das Konzept der romantischen Liebe spielt (73). Sie wollen daher im Gegensatz zu Studien, die Gründe für das Scheitern von Beziehungen suchen, Gründe für den Zusammenhalt finden.

Was sie allerdings – im Unterschied zu einigen anderen Autoren dieses Bandes – nicht wollen und auch nicht tun, ist, sich zu fragen, ob Partnerschaften und Familien überhaupt auf Dauer gestellt werden müssen oder sollen. Ihre Forschungsfrage ist daher bereits normativ eingeeengt. Dass Beziehungen dauerhaft sind, erscheint den Autoren selbstverständlich und wünschenswert. Beides ist es keineswegs. Hier liegt der blinde Fleck der Herausgeber. Die Vorstellung einer monogamen Dauerbeziehung ist in Anbetracht der tatsächlichen Geschichte des Sexualitäts-, Liebes- und Ehelebens der Menschheit ein lächerlicher Unsinn. Es hat sie – von Ausnahmen abgesehen – nie gegeben, und es bestehen heutzutage auch nicht mehr die ökonomischen Zwänge, die in den besitzenden Klassen verlangten, dass die Ehe dauerhaft bestand. Die eine lebenslange, dauerhafte Zweierbeziehung hat keine Vorteile gegenüber einer Vielzahl nacheinander und / oder nebeneinander bestehender, relativ dauerhafter Partnerschaften. Die Partner haben nicht deswegen etwas falsch gemacht, weil ihre Beziehung endet.

Das gehört zum Leben dazu. Aber ihre Beziehung hat vielleicht deswegen ein Ende gefunden, weil sie glaubten, es dürfe nur die eine dauerhafte Beziehung geben. Solchen, allerdings auch eher philosophischen Fragen, stellen sich die Autoren nicht.

Wer allerdings, wie Sarah Eckardt, im zweiten Satz ihres wissenschaftlichen Aufsatzes „Zwischen Konkurrenz und Synthese. Christliche und romantische Deutungsmuster in Eheratgebern der 1950er Jahre“ die anthropologische These einer universellen romantischen Liebe vertritt – „zu lieben und geliebt zu werden stellt die tiefste Sehnsucht des Menschen dar, die zugleich nicht gesteuert werden kann und oftmals unerfüllt bleibt“ (79) –, sollte doch eine gewisse Selbstreflexion betreiben, um die erforderliche wissenschaftliche Objektivität zu gewährleisten. Eckardt untersucht drei Eheratgeber aus den 50er Jahren, wobei ein Autor dem katholischen Milieu, einer dem evangelischen und der Dritte nicht direkt zuzuordnen sind. In den zwei christlichen Ratgebern werden Liebe und Religion eng verknüpft, auch im dritten gibt es eine Vielzahl transzendenter Bezugspunkte für die Liebe in der Ehe. Eckardt stellt sich leider nicht die Frage, wer die erwarteten und tatsächlichen Leser dieser von Kirche und Romantik tiefenden Ratgeber sind. Selbst aus den wenigen von Eckardt zitierten und paraphrasierten Stellen – nur fünf Seiten ihres 19seitigen Aufsatzes befassen sich tatsächlich mit diesen drei Ratgebern – lässt sich erkennen, dass sich die Ratgeber maßgeblich an Frauen richten, denn es ist von *schmerzlichen Erfahrungen*, vom *Ertragen*, vom *Opfer* die Rede und vom höheren Sinn der Ehe als *Dienst für Gott* (91ff.). Offensichtlich bieten diese Ratgeber Frauen, die mit ihren tatsächlichen Eheverhältnissen und Ehemännern unglücklich sind, Konstruktionen an, die es ihnen ermöglichen sollen, in diesen Verhältnissen dennoch einen Sinn zu finden. Damit bezeugen diese Ratgeber das krasse Gegenteil romantischer Liebesverhältnisse und entlarven die Rede von der romantischen Liebe als ein ideologisches Konstrukt, was Eckardt übersieht.

Sabine Dreßler untersucht vor dem Hintergrund der rechtlichen Lage zur Gleichstellung von Mann und Frau in BRD und DDR die Darstellung der Gleichberechtigungsproblematik in Eheratgebern aus beiden deutschen Teilstaaten. In der BRD wurde die rechtliche Gleichstellung von Mann und

Frau wesentlich langsamer eingeführt als in der DDR. Die nur aufgrund massiver Proteste aus der Bevölkerung doch noch ins Grundgesetz der BRD aufgenommene Gleichstellungsregelung wurde nur verzögert im Familienrecht umgesetzt. Erst 1957 wurde das Familienrecht zum Teil entsprechend angepasst, Reste der rechtlich festgeschriebenen Dominanz des Mannes blieben noch bis 1974 erhalten. Bis in die 70er Jahre war das auch heute noch vorfindbare, christliche Bild von der dem Mann unterstellten Hausfrau und Mutter dominant. Die Familie sollte vor dem Staat geschützt werden. Eine rechtliche Regulierung der göttlichen Familienordnung wurde abgelehnt. Dass die Realität auch damals schon anders aussah, erschien den konservativen Kräften der BRD als Krise des Abendlandes.

In der DDR wurde dagegen die Gleichberechtigung der Frau, die ja eine alte Forderung der sozialistischen Bewegung war, zügig umgesetzt. Das Leitbild der werktätigen Mutter prägte die politische Diskussion. Die Gleichberechtigung der Frau stand damit im Einklang mit den staatlichen Interessen. Im Gegensatz zu anderen Tendenzen in der sozialistischen Bewegung hielt die DDR jedoch an der Ehe als rechtlicher Form des Zusammenlebens von Frau, Mann – und Kindern – fest. Die rechtliche Regulierung wurde hier offen als das staatliche Mittel zur Schaffung einer sozialistischen Ehe und Familie propagiert, die ein Grundpfeiler der sozialistischen Gesellschaft sein sollte.

Hierbei spielte die Gleichberechtigung von Mann und Frau eine zentrale Rolle. Sie schuf erst die Basis für eine auch für die Frau von ökonomischen Zwängen freie, nur aus Liebe gestiftete Ehe.

Es ist nicht erstaunlich, dass die untersuchten Eheratgeber aus der BRD, die überwiegend von konservativen und christlichen Autoren verfasst wurden, im Wesentlichen nicht die rechtlichen, sondern die in den konservativen Kreisen der Bevölkerung vertretenen moralischen Auffassungen von der Dominanz des Mannes propagieren und die Gleichberechtigung der Frau für eine Gefahr für die Ehe halten. Nur einer der fünf ausgewerteten Eheratgeber, der von Walther von Hollander, sah die Gleichberechtigung von Mann und Frau als ein Fundament der Ehe an. Auch von Hollander propagiert aber das Drei-Phasen-Modell der Erwerbstätigkeit der Ehefrau, wobei die mittlere Phase eben gerade nicht darin besteht, dass die Frau erwerbstätig

ist, sondern darin, dass sie die Kinder erzieht. Bei der damals gegebenen völligen Abwesenheit einer tauglichen staatlichen Kinderbetreuung in der BRD war anderes auch kaum möglich.

Aus der DDR wurden die „Kleine Enzyklopädie. Die Frau“ sowie zwei Eheratgeber ausgewertet. Es ist auch hier nicht erstaunlich, dass die Darstellung von Ehe und Familie im Wesentlichen den politischen Grundlagen folgte. Auch in der *Enzyklopädie* wurde die Ehe nicht im Gegensatz, sondern im Einklang mit der Gesellschaft gesehen. Für das romantische Bild der Separierung der Ehepartner von der Gesellschaft war kein Platz mehr. Die geforderte und geförderte Gleichberechtigung der Frau führte aber für Frau und Mann nicht unbedingt zu einem größeren individuellen Handlungsspielraum. Vielmehr wurde der Frau das neue Konzept der berufstätigen Mutter normativ vorgegeben und durch viele staatliche Unterstützungsleistungen gefördert. Im Eheratgeber von Rudolf Neubert, der 1957 das erste Mal erschien, findet sich jedoch eine davon abweichende Position: Unter zentraler Bezugnahme auf Helmut Schelsky (1912-1984) hält Neubert an einer wesentlichen Differenz der Geschlechter fest und tradiert in seinen Beispielen praktischer Gleichberechtigung patriarchale Positionen. Auch propagiert er eine dreijährige Berufstätigkeitspause für Frauen nach der Geburt eines Kindes.

Denise Pohl beschäftigt sich mit der sozialen Konstruktion von Geschlecht in Eheratgebern. Zutreffend beschreibt sie das soziale Geschlecht als eine soziale Konstruktion, die nicht aus der Biologie abgeleitet ist und auch nicht aus ihr abgeleitet werden kann. Die Konstruktion des sozialen Geschlechtes ist grundsätzlich auch nicht auf zwei Geschlechter beschränkt. Falsch ist jedoch die von ihr zustimmend referierte These, dass es auch mehr als zwei biologische Geschlechter gäbe. Biologisch tritt der Mensch in zwei Geschlechtern auf, Mann und Frau. Dass es faktisch Individuen gibt, bei denen eine eindeutige Zuschreibung zu einem dieser Geschlechter nicht möglich ist, führt noch nicht dazu, dass es ein Drittes oder überhaupt ganz viele biologische Geschlechter gäbe. Denn die faktisch auftretenden Abweichungen von der statistischen Normalität einer eindeutigen biologischen Geschlechtszuordnung konstituieren eben kein eigenes neues biologisches Geschlecht. So wie aus einer Hand mit vier oder sechs Fingern – ebenfalls

eine immer wieder vorkommende Abweichung von der statistischen Normalhand mit fünf Fingern – kein neues Körperglied wird, das eigens zu qualifizieren wäre, wird aus Menschen, bei denen auf der genetischen, hormonellen oder morphologischen Ebene die statistisch übliche Normalgeschlechtsausformung nicht vorliegt, kein neues biologisches Geschlecht. Was sozial daraus folgt, ist hingegen eine ganz andere und davon unabhängige Frage. Weder bestimmt die Biologie, wie sich das soziale Verständnis der zwei Geschlechter ausbildet, noch determiniert sie die Frage, wie Individuen, bei denen keine biologisch eindeutige Geschlechtszuordnung vorliegt, sozial kategorisiert und sozial verstanden werden. Geschlecht ist sowohl für das eigene Selbstverständnis des Individuums wie für die soziale Einordnung eine zentrale Kategorie. Sie unterliegt daher einer starken sozialen Normierung. Auch in den von Pohl untersuchten, aktuellen Ratgebern findet sich denn auch in der Regel eine starke normative Geschlechtsdichotomie.

Romy-Laura Reiners zeigt in ihrer Untersuchung von Ratgebern aus den 50er Jahren und von aktuellen Ratgebern, dass beide hinsichtlich der Paarbildung auf sachliche Kriterien abstellen und nicht auf die romantische Liebe. Das ist allerdings auch nicht verwunderlich, denn für die Paarbildung durch romantische Liebe bedürfte es per se keines Ratgebers, ist es doch das Konzept der romantischen Liebe, dass diese spontan und völlig unabhängig von allen sachlichen Verhältnissen zur Paarbildung führt.

Allerdings haben sich die sachlichen Kriterien geändert. Während in den 50er Jahren noch eher die sozialen Lebensverhältnisse (Klassen) in den Vordergrund gestellt wurden, wird heute eher die persönliche, charakterliche Übereinstimmung der Partner in den Vordergrund gestellt (was allerdings faktisch nicht heißt, dass die soziale Herkunft für die Partnerwahl heute keine Rolle mehr spielte). Klassenübergreifende Paarbeziehungen sind immer noch sehr selten. Einer der untersuchten Ratgeber beginnt daher auch zunächst mit Fragen zur Selbstinspektion des Partnersuchenden.

Die Frage, ob die Paarsexualität derzeit einer Spiritualisierung unterliegt, stellt sich Sabrina Gottwald. Nun kann man diese Frage anhand einer Ratgeberanalyse nicht beantworten, weil Ratgeber keine Informationen darüber geben, wie sich die Menschen tatsächlich verhalten. Untersuchen könnte

man daher höchstens, ob in Ratgebern eine Spiritualisierung der Sexualität in verstärktem Ausmaß propagiert wird und, wenn ja, aus welchen Gründen. Aber auch die Analyse von vier Ratgebern führt hier zu keinem klaren Ergebnis. Die untersuchten Sexualitätsratgeber beschäftigen sich mit den üblichen Problemen von mangelnder Kommunikation der Partner und abnehmendem Verlangen im Laufe langjähriger Beziehungen und propagieren tantrische Sexmethoden.

Auch die Hirnforschung, die heute zu jedem Thema etwas sagen muss (vgl. hierzu Thorsten Heinemann, *Populäre Wissenschaft. Hirnforschung zwischen Labor und Talkshow*, und meine eigene Rezension dazu unter www.diesseits.de/panorama/rezensionen/1366927), hat sich zur Liebe geäußert. Bei den zumeist wenig sozial reflektierten Naturwissenschaftlern nicht unerwartet, kommt ein konservatives Geschlechtermodell zum Vorschein. Carola Klinkert zeigt, dass es wenig und wenig brauchbar ist, was uns die Hirnforschung zur Liebe zu sagen hat: „Zur Klärung der Frage nach den Grundlagen dauerhafter Liebesbeziehungen kann die Hirnforschung nichts beitragen“.

Im zweiten Teil des Bandes geht es nun um die Eltern-Kind-Liebe bzw. um die Konstruktionen von Eltern-, Vater-, Mutterschaft und Kindsein.

Nicht verwunderlich wird in den zwei von Franziska Pestel untersuchten Eheratgebern der 50er Jahre die Ehefrau als „Mutter“ gesehen; allerhöchstens kann die Frau, sofern die Lage ökonomische schwierig ist, vorübergehend hinzuverdienen. In den untersuchten Ratgebern der 2000er Jahre erscheint die Ehe als normales Endstadium einer gelingenden Partnerschaft. Sofern es Kinder gibt, was ebenfalls als normal vorausgesetzt wird, gilt die Ehe als verpflichtend.

Hinsichtlich der Stellung der Frau werden unterschiedliche Modelle vertreten. Noch immer wird das Modell der Hausfrau und Mutter bevorzugt, daneben das Modell der Hinzuverdienerin, es findet sich aber auch das Modell einer berufstätigen Frau und Mutter im Haushalt unterstützenden Mannes und Vaters.

Die Emanzipation der Frau ist nicht ohne die Emanzipation des Mannes möglich. Zwar nimmt der Mann in der traditionellen Geschlechterdichotomie

die sozial privilegierte Position ein – weshalb es lange übersehen worden ist, dass auch er einen Emanzipationsbedarf hat –, aber auch seine Rolle ist ein normatives Zwangskonzept, welches ihn beschränkt. Zudem wird innerhalb des Verhältnisses der Geschlechter eine Veränderung der Geschlechtsrolle der Frau zwangsläufig auch die Geschlechtsrolle des Mannes ändern. Franziska Höher und Sabine Mallschützke untersuchen die „Konstruktionen von Vaterschaft und Liebe in Erziehungsratgebern für Väter“. Auch hier finden sich zwischen Ratgebern der 50er und 60er Jahre und den Ratgebern aus der Zeit um 2000 erhebliche diskursive Verschiebungen. Zwar wird schon in den 50er und 60er Jahren eine stärkere Beteiligung des Vaters an der Erziehung gefordert. Ziel dieser Forderung ist es jedoch, den Vater als autoritäre Repräsentanz der weltlichen und – in den religiös orientierten Ratgebern – der göttlichen Ordnung in die Erziehung der Kinder einzubinden. Daher kommt auch im Gegensatz zur Mutterliebe die Vaterliebe nicht vor. Vater und Liebe sind nur in der Vaterlandsliebe zusammenzudenken. Aber auch in den neueren Ratgebern, die ein stärkeres soziales und emotionales Engagement des Vaters in der Familie fordern, spielt die Liebe des Vaters zu seinen Kindern so gut wie keine Rolle. Wenn im Verhältnis Vater-Kind von Liebe die Rede ist, dann war und ist dies die Liebe des Kindes zum Vater, nicht umgekehrt. Daran hat sich seit den sechziger Jahren nichts geändert. Offensichtlich ist die Vorstellung einer fürsorgenden Liebe mit der Männerrolle noch immer kaum vereinbar.

Im Hinblick auf das Verhältnis der Eltern zum Kind analysieren Karl Lenz und Sylka Scholz Erziehungsratgeber. Die Autoren stellen zunächst einmal fest, dass in den aktuellen Ratgebern auf Religion als Stützkonstruktion für Familienkonstruktionen nicht mehr zurückgegriffen wird. Dies ist um so erstaunlicher, als die untersuchten Ratgeber alle von einer großen Verunsicherung der Eltern ausgehen. Den vorhandenen Bedarf nach Orientierung kann Religion nicht mehr befriedigen. Der Orientierungsbedarf rührt im Wesentlichen von einem grundlegenden Wandel des Eltern-Kind-Verhältnisses. Die früher bestehende „Erwachsenenzentrierung“ ist einer „Kindzentrierung“ gewichen. Es geht nicht mehr darum, dem Kind Gehorsam und Anpassung an die sozialen Verhältnisse beizubringen, sondern die Eltern sollen jetzt von ihren Kindern lernen und deren individuelle Entwick-

lungspotenziale fördern. Das Kind ist stark idealisiert worden. Hintergrund dieses Paradigmenwechsels ist die Bindungstheorie, wonach die im Erwachsenenalter nötigen sozialen Kompetenzen durch eine enge Bindung zwischen Eltern und Kindern erworben werden. Dies hat allerdings an den Rollenverteilungen zwischen den Eltern nichts geändert. Immer noch ist in fast allen untersuchten Ratgebern die Mutter die primäre Bezugsperson. Nur Jesper Juul, der Autor des Ratgebers „Mann & Vater sein“, vertritt die zutreffende Position, dass es keinen biologisch begründbaren, sozialen Vorrang der Mutter gebe. Ebenso gebe es keinen Vorrang leiblicher Eltern. Wichtig seien nur stabile Bezugspersonen.

Auch ein Familien- und Erziehungsratgeber aus der fundamentalistischen evangelikalen Bewegung wurde untersucht. Nicht verwunderlich zeigen Sophie Maria Ruby und Katharina Tampe auf, dass im Ratgeber des Amerikaners James Dobson rückwärtsgewandte, äußerst konservative Welt-, Familien- und Rollenbilder vertreten werden. Homosexualität und Feminismus werden verdammt, die Kleinstfamilie mit der Hausfrauenmutter und dem erwerbstätigen Vater aus der Bibel abgeleitet. Große Unterschiede zu entsprechenden Positionen islamischer Fundamentalisten sind nicht zu erkennen.

Der Sammelband schließt mit einer Zusammenfassung von Sylka Scholz ab, die vielleicht besser vorangestellt worden wäre. Besonders die Tatsache, dass fast alle Aufsätze zunächst eine eigene historische Analyse der Familien- und Geschlechterentwicklung geben, ist eine ermüdende Wiederholung.

Thomas Heinrichs